



## Vom Grabe Till Eulenspiegels.

Von Dr. R. Kohl, Kiel.

Anno 1350 is duff(e)  
 (st)en vpgehauvn  
 (d)e vlen Spiegel li(gt)  
 (h)ir vnder begrav(en)  
 (m)arcket wol vn  
 (d)encket dran w(er)  
 (i)ck gewest si vp e(r)den  
 (a)ll de hir vor(ö)ver  
 (g)an moten (mi)  
 glick wer(den).

So lautet die Inschrift des bekannten Eulenspiegelsteins an der Nikolai-  
 kirche zu Mölln. Der Stein selbst stammt allerdings nicht aus dem Jahre 1350,  
 wie er vorgibt, sondern wird von Kennern in die Zeit um 1550 versetzt; er wird  
 aber wohl Ersatz eines älteren verwitterten sein. Dieser befand sich auf Eulen-  
 spiegels Grab unter einer alten Linde nicht weit von der Kirche, während der  
 neue unmittelbar an das Gotteshaus gerückt und zum Schutze mit einem Holz-  
 gitter umgeben wurde. Es schreibt nämlich ein Prediger Dethlev Dreher 1631  
 in seiner Chronik vom Grabstein unseres Till<sup>1)</sup>: „Und damit dießes herr-  
 liche Monumentum nicht möge mit der Zeit vergehen, sondern den Nachköm-  
 lingen zum kräftigen Trost erhalten werden, alß ist noch vor wenig Jahren ein

<sup>1)</sup> Dies wie andere hier erwähnte Tatsachen nach Reil, „Till Eulenspiegel“ in „Die Heimat“ VII  
 (Kiel 1897) Nr. 2—4.

Stadet de novo gemacht, weile man, wie spargirt wird, par simplicité daß Holz von dem alten abgeschnitten, solche Splitter zu vertreibung des Zahnweheß employiret.“ Er führt weiter die Verse eines „alten Poetaster’s“ an:

Hier ist begraben Ziel Ulenspiegel  
 Auff diesem hohen Erdenhügel<sup>2)</sup>.  
 Wie er im Leben wahr von großer Wunderkrafft,  
 So ist auch sein Geripp nicht sonder Heilungß-Safft,  
 Daher wer Zahnweh hat, kan solches bald vermeiden,  
 Wo er ein Stöcher wird von dem Stadet abschneiden,  
 Den ja das alte hat so große Werk gethan,  
 Wie solches ihm nachrühmbt und noch weiß Jedermann.

Diese Heilwirkung mit Eulenspiegels „Geripp“ in Verbindung zu bringen, wie der Dichter es tut, ist natürlich abwegig, denn man wußte ja genau, daß er dort garnicht begraben lag, wo der Grabstein an der Kirche stand. — Eine Parallele zu dieser Art Aberglauben, sogar noch in protestantischer Zeit erwachsen, bietet der „Antiquarius des Elbstromes“ (1741), wo von der Bettlade und dem Tisch Martin Luthers in Magdeburg berichtet wird, daß „dem gemeinen Vorgeben nach ein Stückgen Holz davon das Zahnweh vertreibt, wenn man sich in dem Zahnfleisch damit stoßert.“

So wäre es also die Sucht wohl meist fremder Besucher, sich von der berühmten Stätte ein Andenken mitzunehmen, das zugleich eine Art Talisman darstellte?

Ungeachtet der Tatsache, daß es sich bei dem Eulenspiegelgrab um einen recht alten Aberglauben gehandelt hat, ist das nicht wahrscheinlich. Wir werden nach einem tiefer liegenden Grund zu suchen haben. Dazu kommt eine andere Tatsachereihe.

An der Stelle von Eulenspiegels Grab steht heute eine Linde. Auch sie ist nicht so alt, daß sie etwa noch Zeuge vom Begräbnis des landbefahrenen Gesellen gewesen wäre. Vielmehr pflanzte man sie, weil französische Soldaten 1810 den Stumpf der mittelalterlichen abgehauen hatten. An diese alte aber knüpfte sich die Legende, es habe hier die hl. Gertrud, eines Verbrechens angeklagt, zum Beweise ihrer Unschuld ein Wunder vollbracht. Sie brach nämlich von einer am Wege stehenden Linde einen Zweig ab und steckte ihn verkehrt ins Erdreich mit den Worten: „So gewiß hier ein neuer Baum entsteht, bin ich unschuldig.“

Ganz in der Nähe befand sich, nur urkundlich nachzuweisen, eine Gertrudenkapelle, die aber bereits vor der Reformation verfiel. Nachdem sich 1531 zu Mülln die neue Lehre durchgesetzt hatte, sah man natürlich erst recht keine Veranlassung, die kleine Andachtsstätte zu erneuern. Die Linde aber, die bei ihrer Kapelle stand und angeblich der Heiligen ihren Ursprung verdankte, wurde wie Wiens „Stock im Eisen“ im Laufe der Zeit dicht mit Nägeln und Pfennigen gespickt, die Wandersleute und Handwerksburschen hier einschlugen. St. Gertrud war ja vor allem die Schützerin der Reisenden, der zu Ehren man gern die Gertraudenminne trank, um gute Fahrt und Herberg zu bekommen. Die kupfernen Pfennige sind sicher eine Art Wegopfer gewesen. Wenn man aber Nägel in den Baum einschlug, so geht dies darauf zurück, daß man so eine Krankheit in den Baum hat „verpflöcken“ wollen. Irgendwelchen Krankheitsstoff suchte man unter Herfagen eines wirksamen Spruches in einen Baum zu bannen, bei Zahnschmerzen z. B. bohrte man in den Zähnen, bis sie bluteten, und den blutigen Zahnstöcher verkeilte man dann in der Rinde. Beispiele hierfür sind, gelegentlich mit kleinen Abwandlungen, in allen deutschen Gauen so zahlreich, daß es sich erübrigt, mehr davon zu sagen. Jedoch pflegt solch Verpflöcken von Krankheiten nicht an bestimmte Bäume gebunden zu sein. Wieder also erhebt sich, wie bei dem Jaun, die Frage, was gerade diesem Baum seine volks- medizinische Bedeutung verschafft hat. Das hatte mit der hl. Gertrud nichts zu tun, denn sie ist nicht Heilige gegen irgendwelche Leiden.

Die erwähnte Wundererzählung vom verkehrt eingepflanzten Reis ist nicht selten und erklärt sich leicht. Es wird das merkwürdige Aussehen gewisser Bäume, deren Stamm oben dicker ist als unten, den Anlaß dazu gegeben haben<sup>3)</sup>.

<sup>2)</sup> Kirche und Kirchhof liegen etwas erhöht.

<sup>3)</sup> Vgl. E. Friedel, „Mülln und Till Eulenspiegel“ im „Vär“ (Berlin 1894) S. 27 fg.

Dies tritt leicht ein, wenn auf einen alten Stamm ein frischer Zweig aufgepfropft wird. Daß man für die Linde neben der Gertrudenkapelle gerade diese Heilige bemühte, war ja fast selbstverständlich. Gehen wir mit dieser Sagen-  
deutung nicht fehl, so hat also die 1810 umgehauene Linde bereits eine Vor-  
gängerin gehabt, deren Erneuerung bei ihrem Verfall aus irgendeinem Grunde  
wünschenswert erschien.

Auch dies ist nicht überraschend, daß man den unstätten Till gerade bei  
der Kapelle derer begrub, die im Leben so oft seine Schützerin gewesen war,  
und daß der Grabstein, als die Kapelle verfiel, von dort an die Kirche gerückt  
wurde.

Es ist nun nicht anzunehmen, daß gleichzeitig dicht nebeneinander der Baum  
und der Zaun zu einer Heilwirkung benötigt wurden, noch dazu bei so ver-  
schiedener Handhabung in der Praxis. Es sieht so aus, als sei der Zaun das  
ältere Objekt gewesen, und als habe sich nach seiner Entfernung der Glaube an  
dergleichen Mittel dem Baume zugewandt, allerdings unter Änderung der  
Methode.

Oder sollte doch der Baum das Ältere für den Volksglauben sein? Der  
Vergleich mit andern deutschen Landschaften hilft weiter.

Aus manchen Gegenden wissen wir nämlich, daß dort gegen Zahnschmerzen  
Splinter von blitzgetroffenen Bäumen als besonders wirksam galten, mit denen  
man das Zahnfleisch ritzte, bis es blutete, was ja mitunter eine suggestive Kraft  
gehabt haben mag.

Nehmen wir an, daß die große Linde auf der Anhöhe vom Blitz getroffen  
und dabei zersplittert wurde, so war es naheliegend, aus dem Holz den Zaun  
herzustellen, während andererseits ein glückliches Pflanzexperiment oder ein neues  
Ausbschlagen des Lindenstumpfes die Sage vom Gertrudenwunder entstehen ließ.

Man wird aber wahrscheinlich einen Einwand erheben. Die Wunder-  
erzählung stammt aus mittelalterlicher Zeit, die Aufrichtung des Zaunes aber fällt  
bereits in die protestantische, denn kurz vor 1631 mußte er erneuert werden, und  
mehr als hundert Jahre Lebensdauer wird man einem einfachen Holzgerüst  
wohl kaum zubilligen wollen.

Dann müßte — man wird ja nicht zweimaligen Blitzschlag anzunehmen ge-  
willt sein — das Holz längere Zeit sorgsam aufbewahrt worden sein, ehe es zum  
Zaun zersägt wurde. Das klingt überraschend, ist aber nicht von der Hand zu  
weisen. Das Gotteshaus selbst war der Bewahrer! Es gibt nämlich mehrere  
Kirchen, in denen auch noch nach der Reformation Baumstümpfe zu sehen  
waren, ja jetzt noch sind.

Sh. Fontane berichtet in seinem Buche „Havelland“, daß der Sohn  
Ulrichs des Bären, Markgraf Otto, einst unter einem Baum den Traum ge-  
habt habe, es belästige ihn eine Hirschkuh, die er dann wieder schoß. Hier habe  
er hinterher das Kloster Lehnin gebaut, denn Lanze heiße im Slavischen Hirsch-  
kuh. Zwischen den Stufen zum Hochaltar ist nun heutzutage noch der Stumpf  
einer Eiche zu sehen, und zwar derjenigen, unter der Markgraf Otto seine Vision  
gehabt haben soll. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Baum einst eine  
kultische Bedeutung gehabt hat; an der Stätte heidnischer Gottesverehrung baute  
man das Kloster.

Noch näher kommt es den Möllner Verhältnissen, wenn sich ebenfalls  
jetzt noch in der evangelischen Marienkirche zu Herford in Westfalen im Altar  
ein Holzklöß befindet, angeblich ein Stück jenes Baumes, auf dem sich einst  
Maria in Gestalt einer Taube niederließ, um den Ort für eine Kirchengründung  
anzuzeigen.<sup>1)</sup> Auch von diesem Stamm heißt es (Hagedorn, Ravensb. Kirchen-  
geschichte, 1749): „Man ist vormals auf diesen Klöß sehr begierig gewesen,  
weil man geglaubt hat, daß ein Splinter davon die Zahnschmerzen vertreibe,  
wenn die Zähne damit gereinigt würden.“ Die Spuren dieses Tuns sind dem  
Stumpf heute noch deutlich anzusehen.

Bei diesem Herforder Wunderbaum läßt der Sagenbefund — es braucht  
hier nicht näher darauf eingegangen zu werden — keinen Zweifel darüber, daß  
es sich um einen vom Blitz getroffenen Baum gehandelt hat, der zudem wohl  
eine germanische Wodanzeiche war.

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu „Seimatblätter der Roten Erde“ V (Münster 1926) S. 552 ff.

Wir sehen an diesen Beispielen, daß die Kirche auf solche Weise heidnische Kultobjekte irgendwie ihren Zwecken dienstbar zu machen mußte. Sagt doch Papst Gregor einmal hinsichtlich der alten Sächsen: „Man soll bei diesem Volk die Heiligtümer seiner Götzen keineswegs zerstören, sondern nur die Götzenbilder selber, die drinnen sind; dann soll man Weihwasser bereiten, die Heiligtümer damit besprengen, Altäre errichten und Reliquien dorthin bringen. Wenn dann das Volk seine Tempel nicht zerstört sieht, mag es von Herzen seinen Irrtum ablegen, den wahren Gott erkennen und anbeten und an ihm vertrauten Orten nach altem Brauch sich lieber einfinden. — Ganz gewiß geht es nicht an, daß man harten Gemütern alles auf einmal abschneidet, weil ja auch der, welcher zum höchsten Gipfel aufsteigen will, stufen- oder schrittweise, nicht sprunghaft sich emporarbeitet.“

Man darf wohl unbedenklich auch bei Mölln an eine solche Kultübertragung denken, denn aus ganz anderen Erwägungen heraus ist bereits früher ausgesprochen worden, daß hier auf dem „Eichberg“ — so hat die Anhöhe vormals geheißen — eine heidnische Opferstätte gewesen ist. Hatte man den Holzstumpf bis zur Reformation und vielleicht noch darüber hinaus sorglich in der Kirche aufbewahrt, so wurde er schließlich doch den Protestanten ein Ärgernis und darum zum Jaun für Eulenspiegels Grab zersägt.

In den „Bau- und Kunstdenkmälern im Herzogtum Lauenburg“ findet sich bei der Beschreibung der Möllner Nikolaitirche die Angabe, daß in einem dachförmig überdeckten Schränkchen an der Südseite des Chors eine achteckige Trommel aus Kalkstein liegt, offenbar eine Säulentrommel. Warum und wann das Stück dorthin gekommen, ist nicht ersichtlich. Sollte hier noch eine Erinnerung an den Baumstamm durchschimmern? Vielleicht, daß der Glaubenseifer Besucher, die nach dem Baumstumpf Ausschau hielten, recht eindringlich ihren Irrtum zu Gemüte führen wollte?

Zum Schluß ein kurzes Wort darüber, warum gerade Splinter von blitzgetroffenen Bäumen Zahnschmerzen lindernde Kraft haben sollen. Der Glaube ist uralte und schon bei den Römern nachweisbar. Zu seiner Erklärung ist aber nicht nötig, wie es geschieht, den indogermanischen Vergleich des Blitzes mit dem leuchtenden Zahn eines Ebers heranzuziehen und daran weitgehende Folgerungen zu knüpfen. Zahnschmerzen waren in alten Zeiten gewiß eine schlimme Geißel der Menschheit, da ja die Kunst der Bader nur bis zum Zahnbrechen langte. Naturgemäß gab es viel hohle Zähne, für die man hölzernen Zahnstocher benötigte. Hatte man hierfür ein besonderes Holz, so klammerte sich der Aberglaube daran, und solch besonderes Holz war eben das von Bäumen, die der Blitz getroffen hatte. Segen mancherlei Übel, nicht nur etwa gegen Zahnschmerzen, war es gut; es segnete, an den Pflug gebunden, die Arbeit des Landmanns, ja es konnte den Soldaten vor den Kugeln des Feindes schützen.